

Kultur & Gesellschaft



Es wird einem schon ein bisschen biblisch zumute mit Aussichten wie dieser in São Paulo. Foto: Tobias Madörin

Das hält nur der liebe Gott aus

Ebenso überwältigende wie niederschmetternde Bilder vom fortwährenden Umbau der Welt: Der Fotograf Tobias Madörin zeigt sein Werk «Topos».

Von Daniel Di Falco

Gerade oft passiert es ja nicht mit der Fotografie, dass sie einem zu viel wird. Aber in diesem Bildband ist es spätestens in der Mitte so weit. Genug jetzt, denkt man. Genug mit dem pausenlosen Schürfen und Pflügen, mit dem Schaukeln und Sprengen, Planieren und Teeren, Mörteln und Mauern. Hört endlich auch auf mit dem Golfen, Fussballspielen, Lastwagenfahren, Kehrlichtstapeln, Heckenschneiden, mit dem Aufstellen von Liegestühlen, Containern, Hotels und Kränen, weil irgendwann doch einmal auch Ruhe sein muss, oder?

Aber schon gehts weiter. Im ugandischen Kabale machen sie den Urwald zu Kleinholz, in Kuala Lumpur zerkratzen sie mit Scheinwerfern die Nacht, und an den Strand von Amrum, in die kargen Dünen der Nordsee, haben die Liebhaber der Natur, der frischen Luft und der Ruhe eine quietschbunte Bretterbude gepflanzt. Man muss kein Romantiker sein, um jetzt an Blaise Pascal zu denken, der schon vor vier Jahrhunderten bemerkt hat, alles Unglück der Menschen rühre daher, dass sie nicht in ihren Zimmern still sitzen könnten. Nicht vorausgesehen hat der Mann allerdings, dass die Menschen ihre Zimmer bald überall hinbauen würden.

«Topos»: So heisst der Bildband, er zählt 100 Bilder, und die haben es in sich. Wobei der Überdruß nicht gegen, sondern für den Schöpfer dieser Aufnahmen spricht. Tobias Madörin ist um den halben Globus gereist, um sich anzusehen, was die Leute alles anstellen mit der Physis der Welt. Überbaute Landschaften, das Wuchern der Städte, künstlich begrünte Metropolen, die Sterilität unserer Ferienparadiese und die Trostlosigkeit unserer Freizeitreviere -

Madörin zeigt all dies mit einem distanzierenden, unpathetischen und doch betörenden Blick.

Man möchte ja kein einziges dieser Bilder bewohnen. Aber sie führen einem das Desaster mit einer fast schon unheimlichen Verführungskraft vor. Madörin rollt dem Auge einen roten Teppich aus, indem er es zuerst leicht erhöht vor einer monumentalen Aussicht platziert, bevor er es dann mit raumgreifenden Perspektiven ins Gelände eintauchen lässt. So sieht man regelmässig mehr, als man für möglich gehalten hätte. Und eben aushalten kann.

Auch die Schweiz ist kein Trost

Nicht umsonst erinnert Nadine Olnetzky, die Herausgeberin des Bands, in ihrem einleitenden Aufsatz an die grossen Landschaftsgemälde des 19. Jahrhunderts, diese raffinierten Kompositionen, die gleichzeitig ebenso viel Übersicht wie Tiefe produzierten. Tatsächlich bekommt Madörin dasselbe mit seiner Grossformatkamera hin, und da kann man auch gleich noch zitieren, was die Herausgeberin über den Gestus der «New Topographics» sagt, jener Bewegung also, die nach 1975 von den USA aus die Landschaftsfotografie revolutionierte, indem sie statt der hehren Natur die vom Menschen gestaltete Umwelt zeigte. Sie gebrauchte die Kamera nämlich in einer Weise, die man nun auch bei Madörin wiedererkennt: wie ein «Lesegerät», so Olnetzky. «Die Kamera steht nicht im Dienst einer Geschichte und reportiert schon gar nichts auf den ersten Blick Dramatisches, sondern tastet das Sichtbare ab und konstatiert die Umgebung.»

Jene fotografische Bewegung, einst verstörend mit der Kunstlosigkeit ihrer Sujets: Mittlerweile ist sie Kunst. Trotz-

dem ist Madörin - 1965 in Basel geboren, ausgebildet an der dortigen Kunstgewerbeschule, heute von Zürich aus tätig - viel mehr als nur der Replikant einer etablierten Disziplin. Was «Topos» zu etwas Eigenem, etwas Einmaligem macht, ist der gewaltige Radius von Madörins Erkundungen: Er arbeitet schon zwei Jahrzehnte an seinem Thema, hat seine menschengemachten Landschaften auf allen Kontinenten gesucht. Nur von den beiden Polen und aus Australien gibt es keine Bilder in «Topos».

Natürlich kann da auch die Schweiz kein Trost sein. Madörin zeigt ein Dutzend Ansichten aus den hiesigen Alpen: die mit Staumauern verriegelte Bergwelt der Grimsel, Kieskegel am Lago Bianco auf der Bernina, und am Susten hat man einen Schiessstand ins Geröll gegraben, das der Gletscher hinterlassen hat. Wer hat die Leute eigentlich auf solche Ideen gebracht? Der liebe Gott wohl, mit seinem «Füllt die Erde und macht sie euch untertan»-Vorschlag. Es wird einem mit «Topos» ja schon ein bisschen biblisch zumute, und daran ist Madörin nicht unschuldig - dieser Blick aus stets erhobener Warte auf die gesamtplanetarischen, niemals ruhenden Bau- und Bastelumtriebe der Menschheit. Zur selben Bilanz wie Gott kommt man hier allerdings nicht. «Und er sah», heisst es in der Bibel, «dass es gut war.» Von wegen.

Tobias Madörin: Topos. Scheidegger & Spiess, Zürich 2014. 224 S., ca. 99 Fr.

Ausstellung in der Photobastei in Zürich: bis 6. Juli.



Bilder Mehr Fotografien von Tobias Madörin

topos.tagesanzeiger.ch

Die Peepshow als politische Performance

Ein Festival in Basel schaut der Stadt unter den Rock: ein neuer Theaterrend. Auch US-Soziologin Saskia Sassen tut mit.

Von Alexandra Kedves

Bis aufs Skelett ist die Trommel bereits zerlegt, ihre Haut hängt in Fetzen herunter. Doch der Tambour mit der Bärenfellmütze haut hemmungslos weiter drauf mit seinem Hammer; bei jedem Schlag hüpfert fröhlich der weisse Federbusch. Und die Passanten schauen. Starren. Gehen um den Glaskasten herum, in dem dieser seltsame Musikant Amok läuft, süß dazu lächelt und ein Sinfoniekonzert hört. Eine Gratis-Peepshow auf dem Claraplatz in Basel - ein Amusement, bis das Tram kommt?

«Ceci n'est pas ... de l'art» heisst die erste Intervention von Dries Verhoeven am Performa-City-Festival der Kaserne Basel und Co. Es ist der Prolog zur zehntägigen Performance des niederländischen Regisseurs, Bühnenbildners und Installationskünstlers - und eigentlich zum ganzen Festival. «Wie formt die urbane Gesellschaft von heute die Kultur von morgen?», lautet dessen Grundfrage. Mit Performances und einer interdisziplinären Konferenz macht es sich auf die Suche nach Antworten, und der preisgekrönte Verhoeven findet für diese Suche Bilder, gegen die der Basler Grossrat Felix Eymann von der LDP Sturm läuft; er hat eine Interpellation eingereicht - auch das ist eine Antwort.

Der Tod in Wurmgestalt

Es wird in dieser Peepshow, dieser Menschenausstellung, durchaus Verstörendes geben: den nackten Körper einer Greisin, die ihren Kopf hinter der Maske eines Models versteckt - und uns mit den Schrecken des Alterns konfrontiert («Ceci n'est pas ... mon corps»); eine Heranwachsende in Unterwäsche, die gemeinsam mit ihrem Vater ein Buch liest und uns spüren lässt, wie die Pädophilie-Debatte familiäre Zärtlichkeiten umgewertet hat («Ceci n'est pas de ... l'amour»); einen Backfisch mit schier obszönem Babybauch. Später wird die Angst vorm Andersartigen in Menschengestalt exponiert und, am Ende, die Angst vorm Tod - in Wurmgestalt («Ceci n'est pas ... moi»).

Der Street-Artist holt den urbanen Wutbürger also beim Voyeurismus und den gängigen Erregungskatalysatoren ab: Nacktheit, Sex, Ekel, Entsetzen. Vorher jedoch hat er eben durch den Trommel-Strip mit bitterer Ironie daran erinnert, dass selbst das Punk-inspirierte Wutkünstlertum der 70er-/80er-Jahre sich totfleh. Heute schaut mans gern als Ausstellungsobjekt in einer Glasvitrine an. Auf Zürich bezogen: Aus «Züri brännt» wurde Rote Fabrik.

«Die Unterstützung für subversive Kunst hat sich dadurch verringert; es gibt ein wachsendes Bedürfnis nach Schönheit und Kunst mit Unterhaltungsfaktor», analysiert Verhoeven. Und unsere Erregung gerinnt zum süffigen Verkaufsargument für die Medien. Die Metropole bastelt sich aus dem Verdrängen ihre Bessung: eine Freakshow, ein Guckkastentheater sozusagen. Verhoeven treibt dieses auf die Spitze. Die sticht.

Die Dauerperformance im Glaskasten mitten auf dem belebten Platz zeigt, was US-Soziologin Saskia Sassen beschreibt: dass die Strasse der Ort ist, wo die Machtlosen sich noch am ehesten Gehör verschaffen können, wenn schon keine Macht - was, wie sie betont, immerhin eine schleichend wirksame Form des Geschichtemachens sei. Die urbane Strasse ist das Inbild des Stadt-Konzepts, das Sassen am Festival zeichnet (14. 6.).

Überlebenswichtige Cityness

Die Stadt lebe durch Diversität. «Sie ist die hybride Basis auch für informelle Politik, die neue «Frontier», von der aus wir handeln können - und müssen», sagt Sassen dem TA. Durch ihre Komplexität ermögliche die Stadt Zivilgesellschaft. Genau darin liege ihre «Cityness», vom Mittelalterzentrum bis zur Global City. Während diese urbane Art, mit der Welt zu «sprechen», die freiheitlichen Werte stützt, gibt es, so Sassen, «deurbanisierende Trends» wie wachsende Ungleichheit, Privatisierung öffentlichen Raums, massive Überwachung. «Ich sehe eine Explosion brutaler Ausschlussmechanismen, und die Ausgeschlossenen werden unsichtbar.» Dagegen die Cityness, die Sprache der Stadt zu bewahren, sei überlebenswichtig.

Von gefährlicher Betonhärte der Stadt erzählt seinerseits der deutsche Soziologe Harald Welzer: Erst gestalten wir die City, dann verteilt sie uns, ist Mechanik der Macht - die aber von performativer Kunst im Raum angegangen werden kann (14. 6.). Und angegangen wird, wie nicht nur dieses Festival vorführt. Allerorts floriert das Genre der performativen Raum-Erforschung; der theatrale City-Walk ist eine regelrechte Modeerscheinung und verläppert sich häufig im Beliebig-Harmlosen. Dass die Sehnsucht nach Dokutheater und Dringlichkeit oft in soziologisch-architektonisch grundierte Performances übersetzt wird und Architekten als Theatermacher brillieren, muss freilich so sein in Zeiten des «Dichtestresses». Und es birgt grosse Chancen für ein Theater, das längst nicht mehr im Plüsch daheim ist, sich vom Trash verabschiedet hat und nicht dem Film naheifern will. Es hat ja etwas geradezu Antikes, wie der Einzelne zur Ameise schrumpft im Geflecht aus Bauten und in den Strömen von Geld und Geschäftsideen. Der Mensch, der nach Veränderung strebt, wird selbst vom Fluss der Veränderung davongeschwemmt.

Nirgends wird das so fühlbar wie in der extra-herzigen Audio-Performance von Tim Etechells, Mitgründer von «Forced Entertainment», und dem britischen Autor Ant Hampton. Da sitzen wir mit Kopfhörern im alten Café Florida am Voltaplatz, blättern uns durch ein Fotoalbum vom frühen 19. ins 20. Jahrhundert. Einst war hier Acker, später kamen Gaswerk, chemische Industrie, noch später Wohnsiedlungen. Die sind wieder weg: Heute überragen die Novartis-Türme die Gegend, halten uns auf Webcams fest für eine Zukunft, in der wir nichts mehr sind als «unscharf verpixelte Chiffren, ein Vorwand zum Nachdenken» für die Spätergeborenen, wie eine milde Frauenstimme säuselt. Die Stadt pulsiert; uns Ameisen bleibt «das Atmen». Bis der Trommler kommt.

Bis 14. Juni.
www.performacity.net



Schwangerer Teenager als gesellschaftlicher Aufreger. Foto: Gregor Brändli